

**Zeitschrift:** Das Schweizerische Rote Kreuz

**Herausgeber:** Schweizerisches Rotes Kreuz

**Band:** 68 (1959)

**Heft:** 3

**Artikel:** Schwanenfedern

**Autor:** Hiltbrunner, Hermann

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-975408>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# SCHWANENFEDERN

Von Hermann Hiltbrunner

Gegen Ende September gab es einige Föhntage nach uraltem Muster. Die Nächte waren klar und windstill, und der schwere Tau lag bis am Mittag auf den Wiesen. Ein nahezu wolkenloser Himmel fasste den See, seine Uferhügel und die beschneiten Vorberge in ein grosses Bild: das feuchtschimmernde Auge des Herbstes hatte sich aufgetan, und alles Dasein gehörte zu diesem Auge.

Als ich die Wiese des Badeplatzes betrat, fand ich sie mit kleinen Federn bestreut. Ein Schwan musste sich hier Deckfedern seines Sommerkleides ausgerupft haben. Sie lagen im kurzgeschnittenen, tauigen Gras und waren selber über und über bebtaut.

Vor Spinnennetzen, die der Tau sichtbar macht, vor taubeschlagenen Gräsern, aber auch vor herbstbehauchten Früchten, vor Schmetterlingen, Libellen, Blumen — vor allen «Zärtlichkeiten der Natur» verweile ich besonders lange und verliere viel Zeit an solche Dinge — aber ich gewinne. Ich gewinne auch jetzt, knei ins feuchte Gras und betrachte diese gleichmässig gewölbten Federn, deren Wunderwerk sich hier mit einem so flüchtigen Schmuck versehen hat . . .

Wir sprechen von Tau-Perlen. Nie wird eine Perle das Feuer eines Tautropfens erreichen. Tautropfen sind nur der Gestalt nach Perlen, dem Glanz nach sind sie geschliffene Diamanten. Aber wenige Diamanten zeigen so klares «Wasser» und so farbiges «Feuer». Es ist fast hart, solche Feinheit Mineralischem vergleichen zu müssen.

Die Spule dieser Federkiele ist von Flaum umhüllt; ihm ist der Taubeschlag zu schwer; der Flaum ist leicht verpappt. Die festere Fahne jedoch ist wunderbar anzuschauen: Die Tautropfchen haften in regelmässiger Verteilung an den Strahlen des Schaftes, halten in gleicher Grösse hauptsächlich den Mittelteil der Fahne besetzt, und wenn mein Auge jetzt nicht irrt, so sitzen alle diese Tröpfchen an den Enden der Nebenstrahlen, welche sonst mit ihren Häckchen die Strahlen zusammenhalten. Welches Gesetz der Entsprechung aber verunmöglicht die Bildung grösserer Tropfen, verhindert das Zusammenfliessen mehrerer zu einem einzigen?

Das Licht- und Farbenspiel der eben noch sichtbaren Taukügelchen erinnert an die Optik von Diamantsplittern. Aber Vergleiche mit Diamantsplittern oder mit Filigran vergröbern nur das Bild. Das ist feinstter Wasserstaub, in dem die Sonne einen Regenbogen erzeugt. Das ist eine kleine opalisierende Zirrus-Wolke im Grase. Das ist nicht mehr als ein Hauch, der in der Kühle sichtbar wird . . .

Da kniet also ein Mensch auf der taunassen Wiese und spielt mit Federchen, die sich ein Schwan ausgerupft hat, während über ihm das festliche Schiff der herbstlichen Erde unbemannt durch den Weltraum fährt. Warum tut er das? Findet er in diesen Kleinigkeiten etwas wie Trost der Natur? Flieht er aus der trüben Welt in eine Welt der Stille und des Friedens? «Verspieltheit», nennen es die Zeitbesessenen (und die schlechten Stilisten). Nun, nicht alle Menschen knien vor Menschen und Menschenmacht. Einige knien vor solchen Naturräschelchen. Ist das nicht kindisch? Und sie wagen es noch, dieser Zeit solche Minutiositäten mitzuteilen?

O ja, ich wage es. Eben um dieser Mitteilung willen habe ich etwas länger als sonst auf den Knien gelegen. Denn das Schöne muss man loben, und man muss es mitteilen. Ehe es Menschen gab, gab es die Erde, gab es Föhntage, bildete sich Tau und schlug Tau sich auf Federn nieder, die ein Schwan sich ausgerupft hatte, weil sein Winterkleid zu wachsen begann.

Vergesse ich denn, dass am Ende und am Anfang aller solchen Dinge die Frage steht, ob Schönes nicht allein darum schön sei, weil ein Mensch es sieht? Aber diese Frage macht mir keinen Kummer. Insofern wir da sind, das Schöne sehen und Ehrfurcht lernen, ist sie gelöst. Und dazu fällt mir eine alte Anekdote ein:

Schopenhauer besuchte Goethe und entwickelte ihm das System seiner Philosophie. «Die Sonne», sagte er, «ist nur insofern da, als wir sie sehen; sähen wir sie nicht, so würde sie nicht da sein.» Da unterbrach ihn Goethe, klopfte ihm auf die Schulter und entgegnete: «Nein, mein Lieber, Sie wären nicht da, wenn die Sonne Sie nicht sähe!» . . .

Die betauten Schwanenfedern auf der Wiese sind kein weltgeschichtliches Ereignis, wohl aber sind sie ein Teil jener äonischen Vorgänge und Sachverhalte, die weder gut noch böse, sondern einfach schön sind. Sie nehmen an der Weltgeschichte des Menschen nicht teil. Aber ohne sie würde diese Menschengeschichte entweder nicht sein oder ganz anders verlaufen. Im Erdmittelalter hat sich das Leben die Feder erfunden — wir würden sie gewiss nicht erfunden haben. Ich glaube nicht, dass wir am Beispiel des Insektenfluges hätten fliegen lernen können.

Uebrigens habe ich einige jener Schwanenfedern mit nach Hause genommen. Ich experimentiere mit ihnen. Ich möchte nicht weniger «verspielt» sein als die Natur.